

- Jens Ihwe (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1972. S. 345–375.
- A quoi servent les intellectuels? [Interview von J.-P. Enthoven.] In: *Le nouvel observateur* 20.–26. 6. 1977. S. 98–134.
- Lachmann, Renate: Ebenen des Intertextualitätsbegriffs. In: *Das Gespräch*. Hrsg. von Karlheinz Stierle und Rainer Warning. München 1984. (Poetik und Hermeneutik. 11). S. 133–138.
- *Gedächtnis und Literatur*. Frankfurt a. M. 1990.
- Landow, G. P.: *Hypertext Theory*. Baltimore 1994.
- Müller, Michael (Hrsg.): *Franz Kafka: Das Urteil*. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 1995.
- Pfister, Manfred: Intertextualität. In: Dieter Borchmeyer / Viktor Žmegač (Hrsg.), *Moderne Literatur in Grundbegriffen*. Frankfurt a. M. 1994. S. 215–218.
- Stierle, Karlheinz: Werk und Intertextualität. In: *Das Gespräch*. Hrsg. von Karlheinz Stierle und Rainer Warning. München 1984. (Poetik und Hermeneutik. 11.) S. 139–150.
- White, John J.: Georg Bendemann's Friend in Russia: Symbolic Correspondences. In: Angel Flores (Hrsg.): *The Problem of The Judgement*. Eleven Approaches to Kafka's Story. New York 1977. S. 99–113.

DEKONSTRUKTION

Zeichen-Verschiebungen: vom Brief zum Urteil,
von Georg zum Freund. Kafkas *Das Urteil* aus
poststrukturalistischer/dekonstruktivistischer Sicht

Von Oliver Jahraus

»Es gibt keinen Sinn« – Brief und Urteil

»Findest Du im *Urteil* irgendeinen Sinn, ich meine irgendeinen geraden, zusammenhängenden, verfolgbaren Sinn? Ich finde ihn nicht und kann auch nichts darin erklären« (F 394). So fragt Kafka seine Briefpartnerin und Verlobte Felice Bauer in einem Brief. Und wenig später konstatiert er lapidar: »Das *Urteil* ist nicht zu erklären« (F 396). Kafka gibt hier sehr zielsicher die Charakteristika dessen an, was man unter Sinn zu verstehen hat: er ist gerade, zusammenhängend, verfolgbar. Sinn ist in sich identisch und widerspruchsfrei (»gerade«); er weist den Text als »zusammenhängendes« Ganzes, als Werk aus. Und schließlich ist Sinn dasjenige, was einen Text überhaupt verstehbar macht; er ermöglicht erst die Rezeption; deswegen ist Sinn »verfolgbar«.

Kafka scheint eine Unterscheidung zwischen geradem und ungeradem Sinn im Sinn zu haben. Indem er behauptet, der Text hätte keinen geraden Sinn, treibt er gerade die Suche nach dem anderen, dem ungeraden Sinn besonders drastisch hervor. Der gerade Sinn wäre das Ergebnis einer hermeneutischen Interpretation.¹ Der ungerade Sinn hingegen ist die Subversion von Sinn, die Abschied nimmt von der hermeneutischen Vorstellung des geraden Sinns.

¹ Vgl. den Beitrag von Rolf Selbmann im vorliegenden Band.

Die Negation all dieser positiven Kriterien des Sinns und des Sinnhaften und die Hinwendung zu diesen Phänomenen der Subversion von Sinn durch Sinn umreißt nun in groben Zügen das, worum es der Dekonstruktion – so wie sie insbesondere von Jacques Derrida entwickelt wurde – geht. Dekonstruktion leugnet die Möglichkeit eines solchen Sinns und stellt damit die Möglichkeit des Verstehens überhaupt in Frage. Daher nimmt es nicht Wunder, dass Kafka auch zu einer literarischen Leitfigur der Dekonstruktion wurde; was er im Brief ausspricht, demonstrieren und vollziehen seine Texte: nämlich ihre Nicht-Interpretierbarkeit, die gerade deswegen eine solche »Wut des Verstehens« (Jochen Hörisch) ausgelöst hat.

Diesem Effekt unterliegt auch die Dekonstruktion selbst: Keine Position verhält sich so kritisch zum geraden Sinn wie die Dekonstruktion, aber keine Position ist auch so stark auf den Sinn im Zuge der Subversion des Sinns bezogen. Dekonstruktion versteht sich als eine Praxis, die Subversion des Sinns an den Texten selbst nachzuvollziehen und durchschaubar zu machen. Gerade Kafkas Texte illustrieren diesen Literaturbegriff der Dekonstruktion in der Praxis; sie sind Literatur gewordene Dekonstruktion.² Literatur prinzipiell ist nun ein exemplarisches und paradigmatisches Feld, auf dem sich die Dekonstruktion als Prozess nachverfolgen lässt. Hier ganz besonders wird deutlich, dass Dekonstruktion immer die Dekonstruktion des Sinns von Zeichen ist. An der Literatur beschreibt Dekonstruktion vorrangig den Prozess, wie Konstruktion und Destruktion der Sinnkonstitution von Zeichen – man spricht hierbei auch von Signifikation – zusammengehen.

Kafkas Text mag auf den ersten Blick als sinnloser Text erscheinen; und es bedarf eines dekonstruktivistischen Auges, um zu erkennen, dass es in Kafkas Text sehr viel eher

² Nach wie vor einschlägig ist die Darstellung von Culler (1988); neuer ist die instruktive Einführung von Bossinade (2000).

um die Möglichkeit und Unmöglichkeit von Sinn selbst geht, um Ordnungen und um ihre Transformation und ihre Auflösung. Damit sind insbesondere familiäre, erotische und ökonomische Ordnungen gemeint. Es geht um eine Verlobung, die in Gefahr gerät, um die Geschäftsführung des Sohnes, die in Frage gestellt wird, und es geht insbesondere um das Vater-Sohn-Verhältnis, das sich bis zu dem vom Sohn akzeptierten Todesurteil durch den Vater zuspitzt.

Alle diese Ordnungen sind immer auch als Zeichenordnungen zu verstehen; und ihre Auflösung wird immer auch als Zeichenprozess, als Auflösung der Bedeutung von Zeichen, geschildert. Aber mit der Auflösung geht eine Neukonstitution von Sinn einher. Die Signifikation der Zeichen in einem geordneten System ist die Grundlage von Sinn (ein Begriff und das, worauf er sich bezieht, werden eindeutig zugeordnet) und die Voraussetzung von Interpretation und Interpretierbarkeit. Umgekehrt provoziert die Subversion der Signifikation aber gerade Interpretation. Und genau diesem Phänomen gilt das Hauptaugenmerk der Dekonstruktion.

Nicht umsonst wird der Text durch zwei mehr oder weniger deutlich fundierte Äußerungsformen oder -formeln, die auf einer bestimmten Zeichenstruktur basieren, strukturiert: am Anfang steht ein Brief und am Ende ein Urteilspruch. Und beide sind aufeinander bezogen: Die Situation, die der Brief schildert, wird durch den Urteilspruch des Vaters auf die schlimmstmögliche Weise wieder aufgehoben. Dieses Urteil hat aber keine Bedeutung an sich. Der Sohn könnte es ignorieren; aber indem er es an sich vollstreckt, verleiht er dem Urteil erst seinen Sinn. Genau dies ist eine Subversion von Sinn, die wiederum Sinn neu herstellt. Indem dem Urteil so Sinn verliehen wird, wird gleichzeitig der Sinn der Gesamtstruktur des Textes subvertiert: Der Sinn des Briefes wird durch den Sinn des Urteils wieder aufgehoben. Der Sinn des Briefes besteht darin, dem Freund von der Verlobung der Hauptfigur zu erzählen.

Der Sinn des Urteils besteht darin, den Sohn zu verurteilen. Nominell wird er zum Tode verurteilt, allerdings außerhalb der juristischen Kodifikation, die durch eine familiäre Machtkonstellation ersetzt wird. Eigentlich wird er aber dazu verurteilt, dem Todesurteil irgendeinen Sinn zu geben.

Innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne – die erzählte Zeit kommt mit der Erzählzeit fast zur Deckung – muss Georg Bendemann den Spannungsbogen von der Verlobung bis hin zum eigenen Tod durchleben. Der Bogen reicht von der Gründung einer neuen Familie bis hin zur Auslöschung der alten. Georg Bendemann ist das Zwischenglied, an dem exemplarisch zwei Alternativen familiärer Geschichte durchexerziert werden, nämlich Liebe oder Tod, Erfolg und Scheitern, Machtübernahme oder Machtverlust, und schließlich: Konstruktion und Destruktion.

Kafkas Text entfaltet mit dem Spannungsbogen vom Brief zum Urteil eine Bewegung, in der sich diese Dekonstruktion selbst vollzieht und somit zu einer Rezeptionserfahrung für den Leser wird. So wie sich der Umschlag der Machtverhältnisse vollzieht, so vollzieht sich gleichzeitig die Dekonstruktion des Sinns. So wie der Sohn an Macht verliert, verliert der Leser den Sinn des Textes. Dadurch macht der Text eine autoreflexive Schleife, um die wir uns im Folgenden genauer zu kümmern haben. So wie die Dekonstruktion darauf achtet, wo literarische Texte Zeichen und Sinn konstruieren und destruieren, unterstellt sie diesen Prozess genau dem literarischen Text, dessen sie sich annimmt. Dekonstruktion ist einerseits das Verfahren, an Texten die Konstruktion und Destruktion von Sinn und Zeichen nachzuweisen; und sie ist gleichzeitig jener Prozess selbst, der sich – so die dekonstruktivistische Ansicht – in den Texten selbst abspielt. Die Dekonstruktion des Textes (genitivus objectivus) ist die Dekonstruktion des Textes (genitivus subjectivus), die Dekonstruktion von Text ist die durch den Text. Einmal sind es die Leser, die dekonstruieren, zum anderen sind die Texte selbst dekonstruktiv.

Und genau dadurch wird auch Kafkas Text zu einem dekonstruktiven Text: Man kann an Kafkas Text nachweisen, wie der Text selbst die Zeichenordnung, die er aufbaut und die ihn ausmacht, unterläuft und subvertiert und somit Sinn und Zeichen dekonstruiert. So ist der Sinn des Urteils die Sinnlosigkeit des Briefs. Der letzte Sinn, der diesen Text beschließt und damit erst für die Interpretation und für eine dekonstruktive Lektüre öffnet, ist die Negation von Sinn selbst. Sinn ist also nur noch im Medium seiner Negation zu haben, man könnte sogar sagen: im Medium einer absoluten Negation, nämlich des Todes schlechthin. Brief und Urteil stehen so in einer dekonstruktiven Spannung, die zugleich die Interpretation dekonstruiert. Es nimmt daher nicht wunder, dass das Wort »Urteil« in gleicher Weise auf die Ebene des Textes und auf die Ebene der Interpretation verteilt ist: So wie das Urteil des Vaters im Text jene Sinnde(kon)struktion markiert, die durch den Tod des Sohnes nicht nur offenbar, sondern zudem auch überwunden wird, so wird das *Urteil* Kafkas zu jener Sinnde(kon)struktion, die die Interpretation nicht nur verunmöglicht, sondern auch überwindet.

Das strukturalistische Zeichenmodell und die Dekonstruktion als Methode der Interpretation?

Die Begriffe »Sinn« und »Zeichen« stammen aus unterschiedlichen methodologischen Kontexten und erlauben daher eine doppelt perspektivierte Absetzung der Dekonstruktion von Vorgängerpositionen. Sinn ist ein hermeneutischer Begriff und zugleich eine Fundamentalkategorie. Sinn ist die Voraussetzung von Verstehen und zugleich aber auch das Ergebnis des Verstehens. Wird Verstehen als Verfahren betrieben, kann man von Interpretation sprechen. Mit ihrer Kritik an der Interpretation setzt sich die Dekonstruktion radikal von der Hermeneutik ab. Man muss dabei aller-

dings beachten, dass die Dekonstruktion die Kategorie des Sinns nicht einfach verbannt oder leugnet, sondern lediglich die Feststellung von Sinn, somit den ›geraden‹ Sinn leugnet. Man darf Dekonstruktion nicht vorschnell mit Destruktion verwechseln (vgl. Gumbrecht, 1988, S. 95).

Dieser Mechanismus ist auf den Zeichenbegriff zurückzuführen. Auf der Basis des Begriffs des Zeichens schließt die Dekonstruktion an den Strukturalismus an und wird deswegen auch ›Poststrukturalismus‹ genannt. Als Sprachregelung schlage ich vor, das zeichentheoretische Fundament der Dekonstruktion und seine Ableitungen ›Poststrukturalismus‹ zu nennen und das Verfahren selbst ›Dekonstruktion‹. Der Poststrukturalismus ist die Radikalisierung des strukturalistischen Zeichenmodells insofern, als er die Signifikation generell in Frage stellt.³

Damit ist eine paradoxe Ausgangssituation geschaffen. Will man den Poststrukturalismus erklären, muss man sich der Sprache und ihrer Zeichen bedienen. Der Poststrukturalismus beruht aber auf einer Vorstellung von Sprache und Zeichen, die uns immer wieder vorspiegelt, wir könnten mittels Sprache und Zeichen unsere Welt darstellen, abbilden, repräsentieren, wir könnten Dinge und Sachverhalte sprachlich erklären, obwohl die Sprache genau das nicht zu leisten vermag. Und genau dies bestreitet der Poststrukturalismus.

Das strukturalistische Zeichenmodell wurde von dem Genfer Linguisten Ferdinand de Saussure als Einheit von Bezeichnendem und Bezeichnetem, von Lautbild und Vorstellungsbild, von *Signifikant* und *Signifikat* definiert. Das wird insbesondere daran deutlich, dass diese ›Herauskristallisation‹ von Signifikanten und Signifikaten mit einem Schlag über die ganze Sprache (*langue*) hinweg erfolgt. Manfred Frank spricht vom »Ins-Mittel-Treten der *langue*, mit dem Effekt, dass nunmehr in einem Schlag sowohl ein

Signifikant wie ein Signifikat geboren sind« (Frank, 1983, S. 43). Kein Signifikat und kein Signifikant entstehen für sich allein, sondern in wechselseitiger Abhängigkeit; Lautform und Vorstellungsbild werden gleichursprünglich herauskristallisiert.

Die Frage, wie denn ein Signifikat zu einem Signifikanten kommt, kann man eben nicht mit einem Taufakt beantworten, der diese Zuordnung vornimmt, sondern es sind vielmehr all die anderen Signifikanten, genauer: die Differenzen zu allen anderen Signifikanten. Bei Saussure (1967, S. 136 f.) heißt es: »Da die Sprache ein System ist, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des andern sich ergeben [...].« Der positive Bezug eines Signifikanten auf ein Signifikat entsteht durch die implizite Negation aller anderen Signifikanten in einem geschlossenen System! Ein Beispiel: Ich kann nur definieren, was der Begriff ›Baum‹ bedeutet, wenn ich weiß, was alles nicht ›Baum‹ bedeutet: Der Taufakt »Dies ist ein Baum« hilft nicht weiter, denn der Begriff wird nur dadurch gefüllt, dass er ›nicht einen Stuhl oder Tisch oder eine Blume ...‹ bezeichnet.

An dieser Stelle setzt nun der französische Philosoph *Jacques Derrida* mit seiner Radikalisierung an und formuliert damit den Grundgedanken des Poststrukturalismus. Es gibt keine positiv gegebene Einheit zwischen Signifikant und Signifikat mehr. Selbst wenn wir alle Differenzen durchlaufen, wir kommen niemals bei einer positiven Einheit an. Derrida lehnt die Idee des geschlossenen Systems der Signifikation ab; doch umgekehrt führt die Offenheit des Systems, das so nicht mehr die einzelne Signifikation garantieren kann, zu einer Verunendlichung der Zeichenstruktur. Streng genommen könnte man mit Derrida sagen: Es gibt gar kein Signifikat. Es gibt nur die Differenzen von Signifikanten in einem offenen System, d.h., es gibt nicht ›Baum‹, sondern nur ›Nicht-Stuhl‹ usw. Ein Signifikant

3 Siehe hierzu Frank (1983).

verweist durch Differenz auf den nächsten, differenten Signifikanten, für den aber das Gleiche gilt: eine unendliche Kette von Signifikanten, von Verweisungen, d.h., auch für ›Stuhl‹ gilt: ›Nicht-Tisch‹, aber auch wieder für den ›Tisch‹ ...: ›Nicht-Blume ...‹ usw. Derrida hat dafür ein Kunstwort erfunden, das er *différance* nennt und schreibt (die korrekte Schreibung wäre *différence*). Es bezeichnet die unabschließbare Kette der Differenzen, einen unendlichen Aufschub in der Zeichenstruktur bzw. im Zeichenprozess sowohl in räumlicher als auch zeitlicher Sicht (Derrida, 1988a, S. 35).

Die Sprache ist somit konstitutiv differentiell; ihr konstitutives Prinzip ist die Differenz, nicht die Identität. Das bedeutet: kein einziges sprachlich-semantisches Element, kein Wort, kein Begriff, aber auch kein Thema, keine Figur, keine Geschichte, kein Text ist, was er ist, sondern ist, was er eben gerade nicht ist; immer wird man auf das andere verwiesen, das nicht das ist, von dem man ausgegangen ist. Und wenn man den Ursprung sucht, von dem alle Differenzen ihren Ausgang nehmen, dann wird man – Derrida zufolge – immer ins Leere gehen. Die Kette setzt sich nach vorn und hinten unendlich und uneinholbar fort.

Daraus ergeben sich radikale Konsequenzen für die Interpretationspraxis: Bedeutung ist immer nur als Übergangsmoment in einer nicht abschließbaren und daher unendlichen Verweisungsstruktur zu haben. Wenn wir also in einer Interpretation den Sinn ›aufzuspüren‹ versuchen, werden wir nicht auf den Sinn stoßen, sondern auf eine Spur des Sinns, die zu einer Spur der Spur des Sinns führt, die ihrerseits zu einer ... usw. Aber niemals werden wir auf den Sinn selbst stoßen, die Spur ist unabgeschlossen.

Für Derrida ist dies ein Effekt von Schrift. Ihm zufolge wurde die Schrift jahrhundertlang als minderwertig gegenüber der Stimme eingeschätzt. Die Stimme sei ursprünglich, und Schrift sei lediglich ein Speichermedium für Stimme und Sinn. Die Stimme sei immer an die Präsenz dessen ge-

bunden, der spricht (Derrida, 1983, S. 26), die Schrift hingegen trete ja nur da auf, wo eine Abwesenheit überbrückt werden muss, und zwar die Abwesenheit der Sprecher und die Abwesenheit dessen, worüber gesprochen wird. In diesem – Derrida würde sagen: metaphysischen – Vorrang der Stimme spiegelt sich der Vorrang der Präsenz wider. Man spricht etwas aus, und in diesem Moment ist auch die Bedeutung dessen, was man ausgesprochen hat, ›präsent‹. *Das gesprochene Wort re-präsentiert seine Bedeutung* und steht im Zentrum der abendländischen Kultur. Diesen Vorrang der Stimme und die Präsenz der Bedeutung in der Stimme nennt Derrida den abendländisch-metaphysischen *Phono- bzw. Logozentrismus* (ebd., S. 25), was nichts anderes besagt, als dass es zu dem Signifikanten ein Signifikat gibt. Den Garanten der Präsenz der Signifikate für die Signifikanten stellte ein transzendentes Signifikat dar, das im Zentrum aller Signifikate steht, z.B. Gott, Vernunft, Subjekt.⁴

Dem setzt der Poststrukturalismus die Idee der ›Strukturalität der Struktur‹ entgegen: Keine Struktur verbindet feststehende Elemente, sondern verweist immer auf andere Strukturen. Gerade weil die Ordnungsmacht eines Signifikats fehlt, kommt es zur Verunendlichung der Zeichenstruktur in einem offenen System unabschließbarer Differenzen: ›Die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche‹ (Derrida, 1976, S. 422 und 424).

Aus dieser Konzeption ergeben sich weitreichende Konsequenzen für die literaturwissenschaftliche Interpretation. Zunächst einmal betreffen sie unsere Vorstellung vom Text. So wie jedes Zeichen immer wieder und unendlich auf andere Zeichen verweist, so verweist jeder Einzeltext (das, was wir als Einzeltext identifizieren würden) auf der Basis seiner Zeichenhaftigkeit (denn aus nichts anderem besteht

4 Vgl. Derrida (1976), S. 424, und Derrida (1988b), S. 56, 71.

ja ein Text) immer wieder auf andere Texte. Derrida kann sogar von einem allumfassenden Text – »texte (en) général«⁵ – sprechen. Eine Interpretation kann sich nicht als Interpretation über (in dem Wörtchen »über« wird die Hierarchisierung spürbar) einen Text als Objekt äußern. *Es gibt also keine Metasprache zu einer Objektsprache*, weil jede sprachliche Äußerung immer schon in einem Verweisungszusammenhang steht, der es nicht zulässt, dass sich eine solche hierarchische Struktur herauskristallisiert. Interpretation im herkömmlichen hermeneutischen Sinn kann es daher für den Poststrukturalismus nicht geben. Interpretation ist somit auch keine Rekonstruktion mehr, die man noch mit »richtig« oder »falsch« klassifizieren könnte, sondern lediglich eine Demonstration dessen, was der Text ohnehin schon macht: die *Dekonstruktion von Bedeutung*. Die Dekonstruktion wehrt sich dementsprechend vehement dagegen, wenn man sie als Methode oder als System bezeichnete, das feste Regeln, Voraussetzungen und eindeutig bestimmbare Grundlagen kennen würde; vielmehr würde sie sich selbst als Spiel oder Praxis sehen. Dadurch gewinnt die Rolle des Lesers eine besondere Bedeutung: Roland Barthes hat in seinem Buch *Die Lust am Text* (1973) eine anarchische Konzeption des Lesers entworfen, die auf der (poststrukturalistischen) Möglichkeit der Subversion von Sinn beruht. Die Subversion von Sinn macht die Lektüre keineswegs überflüssig, sie erzwingt geradezu eine genaue Lektüre, weil der »Akt des Lesens« zum Ort wird, an dem sich die Dekonstruktion selbst vollzieht (vgl. Culler, 1988, 1. Kapitel).

Der Strukturalismus achtet auf Oppositionsstrukturen, die ein binäres, zweiwertiges Schema vorgeben, durch das so etwas wie eine zeichenbasierte Ordnung entsteht (z.B. der Begriff »Stuhl« und das, was er bezeichnet). Hier liegt

⁵ Im Deutschen wird dies nur unzureichend wiedergegeben mit »Text im allgemeinen« oder »allgemeiner Text«; siehe Derrida (1988b), S. 93 und 120.

einer der Haupteinsatzpunkte der Dekonstruktion: In besonderer Weise hebt sie auf solche Oppositionen ab, um sie in ihrer zeichenhaften Funktion zu durchschauen und zu unterlaufen. Diese werden zwar rekonstruiert, aber nur zu dem Zweck, sie gleichzeitig zu dekonstruieren. In ihrer eigenen Entfaltung versucht die Dekonstruktion solche Oppositionen auszuhebeln, wie z.B. gerade die zwischen Signifikant und Signifikat, Stimme und Schrift, Zentrum und Peripherie, geschlossen und offen u.v.a.m. Aber auch gerade in der Lektüre von Texten werden solche textuell installierten Oppositionen ausfindig gemacht, um sie ihrer Dekonstruktion zuzuführen.

Zeichen und Oppositionen in Kafkas *Urteil*

Kafkas *Das Urteil* beinhaltet eine Fülle von Strukturen, die in Zeichenordnungen eingebettet sind, die im Laufe des Textes unterwandert und dekonstruiert werden. Zwischen den Polen »Brief am Anfang« und »Urteil am Schluss« entspannt sich als eine durchgängige Achse das Gespräch zwischen Vater und Sohn über den Freund in Russland. In diesem Gespräch, so könnte man sagen, werfen beide die Frage nach der Bedeutung des Freundes auf; er bildet »das Haupt- und Kronrätsel des Textes« (Matt, 1997, S. 267). Damit ist zunächst die soziale Bedeutung gemeint, doch wird diese Frage ins Extrem getrieben, indem sogar die Existenz des Freundes selbst angezweifelt wird. Es ist der Vater, der den Freund zunächst bestätigt, dann in Frage stellt, schließlich leugnet und zuletzt wiederum ihn in einer ganz neuen Bedeutung und gestärkten Position hervor»ruft«. Der Status des Freundes mag maßgeblich zur Verunsicherung des Lesers beitragen, weil noch nicht einmal seine Realität und seine Existenz als gesichert gelten, doch was mit dem Freund bzw. mit dieser Bezeichnung passiert, ist im Grunde nichts anderes als das Verweisungsspiel der Signifikation: Wann

immer die Rede auf den Freund kommt, so nimmt dieser unspezifische Name immer neue Bedeutungen an, die vorhergehende Bedeutungen widerrufen.

Damit allerdings wird am Begriff ›Freund‹ deutlich, was für das Zeichen selbst gilt. Die Autoreflexivität der Dekonstruktion, die den Text dekonstruktiv liest und ihn damit zugleich als dekonstruktivistischen liest, wird am Namen des Freundes exemplarisch deutlich. Denn der Name des Freundes wird somit selbst zum Paradigma des Namens bzw. des Zeichens. Ob der Name des Freundes überhaupt eine Bedeutung (ein Signifikat) besitzt, wird von den beiden Gesprächspartnern, Vater und Sohn, auf den Referenten, also auf die Person selbst, zurückgeführt. Der Freund ist wie der Referent, den das Zeichen bezeichnet, abwesend. Und gerade deswegen erlaubt er bzw. setzt er überhaupt erst das Gespräch über ihn in Gang. Weil der Referent abwesend ist, kommt es zur Verschiebung des Signifikats.

Was bedeutet der Freund? Zunächst einmal: Fremde, Isolation, Erfolglosigkeit, Ehelosigkeit, Unwissen. Abgesehen von Erfolg- und Ehelosigkeit werden alle Attribute am Ende vom Vater ins Gegenteil verkehrt: Der Freund ist sehr wohl über alles informiert und keineswegs abgeschnitten. Vom Freund wandelt er sich zum Verräter, zum Verbündeten des Vaters gegen den Sohn. Der Freund exemplifiziert so die Subversion seines Sinns; der Freund allein ist praktizierte Dekonstruktion: Der Freund bleibt Freund, weil er nur als solcher überhaupt identifizierbar und adressierbar ist, aber von einem Freundschaftsdienst kann nicht mehr gesprochen werden. Man kann also sagen, das Zeichen des Freundes ist selbst in einem Prozess der Dekonstruktion begriffen (Neumann, 1981, S. 80).

In der Forschungsliteratur ist diese figurale Konstellation wiederholt und verschiedentlich gedeutet worden: biographisch, religiös, existentiell. Aus dekonstruktivistischer Perspektive wird ersichtlich, wie dieses Muster der Interpretation selbst als Zeichenstruktur begriffen werden kann,

in dem jeder neue Kontext immer nur als Folie oder direkter: als Signifikat einer vorhergehenden Interpretation dient. Damit wiederholt sich in der Kafka-Interpretation ein Prozess, der schon am Kafka-Text selbst dekonstruktivistisch durchgespielt wurde: die Verschiebung von Zeichen. Dieser Zusammenhang besteht in einer strukturellen Analogie: So wie sich Zeichen im Text verschieben, so verschieben sich die Zeichen für den Text: die Interpretationen. Wenn man nun allerdings den Zusammenhang selbst als signifikant betrachtet, merkt man – und das ist eine typische Gedankenfigur der Dekonstruktion –, dass man aus dieser Zeichenstruktur nicht ausbrechen kann. So gibt es also nicht nur eine Verschiebung auf den beiden Ebenen des Textes und der Interpretation, sondern auch eine vom Text hin zur Interpretation.

Wo also der Text über das Vater-Sohn-Verhältniss mittels des Freundes erzählt, wird diese textinterne Relation durch das Verhältnis von Text und Interpretation texttranszendent gespiegelt. Der Freund signifiziert die Vater-Sohn-Beziehung und unterwirft diese damit selbst einem Zeichenprozess. Was sich also zwischen Vater und Sohn abspielt, ist nichts anderes als das Paradigma eines Zeichenprozesses selbst. Blickt man auf eingeführte Deutungsmuster der Konfliktsituation, wie sie sich zwischen Vater und Sohn entspannt (insbesondere auf die Beschreibungskategorien des Kampfes und der Macht), so lässt sich aus dekonstruktivistischer Perspektive zweierlei zeigen: Der Kampf ist ein Konflikt, der selbst zeichenhaft ausgetragen wird. Und Macht ist die Macht der Signifikation. Wer hat die Macht zu sagen, was der Freund bedeutet, ja, ob es ihn überhaupt gibt? Der Freund ist selbst eine Zeichenstruktur, deren Beherrschung sich zur Machtfrage auf Leben und Tod auswächst. Der Kampf, den Georg mit seinem Vater führt, lässt sich als *différance* beschreiben; und die *différance* wiederum wird durch den Text als Kampf illustriert und somit im familiären Kontext sichtbar gemacht.

Konkret bedeutet dies, dass die Machtposition vom Vater auf den Sohn ursprünglich übergehen konnte, weil sich solche Machtpositionen selbst nur wiederum in einem differentiellen Moment herauskristallisieren und wieder vergehen. Der Text schildert nun, wie diese Machtposition wiederum auf den Vater zurückgeht. Dabei tritt ein interessanter Rezeptionseffekt zutage: Was zunächst als sinnlos erscheint, bekommt gerade seinen Sinn dadurch, dass es als Prozess der Sinnsubversion aufgefasst wird.

Es gibt verschiedenste Signale, die diesen Prozess zusätzlich markieren, z.B. die Körpergröße des Vaters (»mein Vater ist noch immer ein Riese«, sagte sich Georg«, 12) oder die Dunkelheit des Zimmers. Bedeutsam in diesem Prozess sind jedoch drei Be(s)tätigungsfelder, auf denen die Figuren agieren: das Geschäft, die Sexualität bzw. die Familiengründung und schließlich das Wissen. Das erfolgreiche Agieren entscheidet letztendlich über die Existenz selbst. Die Fragen lauten: Wer führt mit Erfolg das Geschäft, wer kann eine Frau gewinnen und wer weiß was und kann dieses Wissen weitergeben?

Zunächst scheint Georg in der privilegierten Position. Er hat sich verlobt, wohingegen der Vater seine Frau verloren hat und der Freund nicht in der Lage ist, eine Ehe einzugehen. Er ist es, der entscheidet, ob der Freund von seiner Verlobung erfährt und der Vater von seinem Brief an den Freund. Doch auf allen Feldern wird ihm die Macht wieder entzogen, was auf einen Totalverlust, auf den Verlust der Existenz hinausläuft. Wollte Georg ursprünglich noch für den Vater »eine andere Lebensweise« (14) einführen, verliert er selbst sein Leben. Ökonomie, Sexualität und Wissen stellen somit Zeichenordnungen dar, die dem differentiellen Spiel der Zeichen unterliegen.

Als Beispiel sei das Wissen herausgegriffen, weil es mit seiner epistemologischen Position eine zusätzliche Dimension der Dekonstruktion erhellt. Dass Wissen zeichenvermittelt ist, ist nicht nur unmittelbar einsehbar, sondern

wird im Text auch zusätzlich durch den Brief unterstrichen. Im Laufe des Gesprächs mit dem Vater stellt sich heraus, dass der Freund der von Georg ohnehin lange zurückgehaltenen Information gar nicht mehr bedarf, weil er das Wissen schon längst besitzt. Überblickt man diese Umkehrung der Wissensrelation, so kann man sehen, wie im Verlauf des Textes die Bezüge ihre Position tauschen. Der, der angeblich weiß (Georg), wird zum »Gewußten«. Nicht er weiß, er ist Gegenstand des Wissens anderer. Überträgt man zudem die Wissensrelation auf die Zeichenrelation, so ließe sich daran exemplifizieren, wie sich die dekonstruktivistische Radikalisierung des Saussureschen Zeichenmodells auf die Signifikant-Signifikat-Struktur selbst auswirkt: Durch die *différance* wird das Signifikat virtualisiert; es ist lediglich ein Effekt des Prozesses, den die *différance* darstellt. Das Signifikat begründet nicht den Signifikanten, sondern umgekehrt: der Signifikant erzeugt das Signifikat im differentiellen Prozess. Indem über den Freund gesprochen wird, gibt es ihn. Hat die Philosophiegeschichte den Begriff des Subjekts vorrangig über ein Wissen über sich selbst definiert, könnte man destruktivistisch sagen, dass das Subjekt nicht weiß, sondern gewusst wird und dass somit das Subjekt nicht selbst die Zeichen, d.h. die Signifikation beherrscht, sondern dieser – im eigentlich Wort-sinn des Subjekts (lat. für: das Unterworfene) – unterworfen ist.

Auf den Text rückübertragen kann dieser Komplex auf die Figur Georgs zugespitzt werden. Er verliert seinen Subjektstatus – im wahrsten und schlimmsten Sinn des Wortes – gerade dadurch, dass er die Zeichen (Brief) nicht beherrscht, sondern selbst den Zeichen unterworfen ist. In der dargestellten Welt des Textes wird Georg Bendemann vom *sujet de l'énonciation* (Subjekt der Aussage) zum *sujet de l'énoncé* (Subjekt des Ausgesagten). Geradezu dramatisch augenscheinlich wird dies am Todesurteil fast am Schluss der Erzählung.

Damit scheint nun allerdings ein Element in das differentielle Spiel hineinzukommen, das eben dieses Spiel aufhebt. Denn mit dem Urteil scheint eine Äußerungsform gegeben zu sein, die Bedeutung arretiert und die Signifikation garantiert. Immerhin wird dieses Todesurteil von Georg noch nicht einmal im Ansatz in Frage gestellt. Umso mehr haben sich die Interpreten gefragt, wie denn dieses Urteil und seine Vollstreckung einzuschätzen sei. Im Urteil also ist sowohl Signifikation als auch ihre Subversion gegeben; es bündelt damit das dekonstruktive Verfahren an sich.

Wenn man sich noch einmal die Ebenen von Text und Interpretation ins Gedächtnis ruft, so ließe sich das Urteil, das ja auch den Titel abgibt und somit ohnehin schon beide Ebenen verknüpft, als Einbruchstelle der Verschiebung des Textes in die der Interpretation werten. Dies erklärt sich wiederum aus dem paradoxalen Grund, den ich eben bereits als Rezeptionserfahrung markiert habe. Das Urteil ist endgültig, seine Bedeutung wird eben nicht mehr hinterfragt. Es löst die Interpretation gerade deswegen aus, weil es anscheinend die Endgültigkeit des Sinns markiert. Es evoziert die Idee, dass mit dem Tod das differentielle Spiel des Sinns an ein Ende kommt. Allein auf der Textebene betrachtet, könnte man sagen, dass der Tod in der Tat den Sinn fixiert, aber dies nur im Modus der Negation: Sinn als Sinnnegation (s.o.). Aber eben gerade deswegen setzt an diesem Punkt das differentielle Spiel auf der Interpretationsebene ein. Und dass ein Sohn das Todesurteil seines Vaters an sich vollstreckt, ohne dass dies psychologisch motiviert wäre, ist nun nicht mehr mit dem expressionistischen Motiv des Vater-Sohn-Konflikts zu erklären.

Es ist überhaupt nur über das differentielle Spiel selbst zu erklären, wenn man der dekonstruktivistischen Perspektive folgt. Dann aber ergibt sich eine weitere Analogie zwischen Text und Dekonstruktion. Vergewenwärtigt man sich noch einmal die Relation von Brief und Urteil (s.o.), so gilt es auch, die Mediendifferenz zu beachten: Während der

Brief im Medium der Schrift verfasst ist, wird das Urteil mündlich ausgesprochen. Die Kritik der Dekonstruktion am Logozentrismus, den sie zugleich als Phonozentrismus entlarvt, zielt auf die Vorrangstellung der Stimme gegenüber der Schrift. Nun scheint der Text genau diesem metaphysischen Prinzip zu folgen, demzufolge der schriftliche Brief am Ende obsolet, das mündliche Urteil aber Wirklichkeit wird. Stellt man nunmehr in Rechnung, wie dargestellt, dass gerade mit dem Urteil die Zeichenverschiebung, die es eigentlich zu einem Ende hätte bringen sollen, dass mit dem Urteil die *différance*, das differentielle Spiel der Zeichen, in die Interpretation übergeht, dann kann man wiederum erkennen, dass sich hierin Text und Dekonstruktion wechselseitig erhellen.

Autoreflexivität der dekonstruktivistischen Interpretationspraxis

Man könnte dies nun schon fast als dekonstruktivistisches Interpretationsergebnis festhalten, wenn sich die Dekonstruktion als Interpretationsmethode verstehen ließe. Dies ist aber nicht der Fall. Dekonstruktion hebt sich als Theorie selbst auf. Wo sie über Zeichen spricht, muss sie immer auch in Rechnung stellen, dass sie selbst aus Zeichen besteht. Jede Aussage, die sie über Zeichen und Zeichenordnungen macht, betrifft sie immer auch selbst. Wenn sich nun die Dekonstruktion deswegen nicht als Theorie oder als Methode versteht, sondern als Praxis und Spiel, so hat dies unmittelbare Auswirkungen auf ihren Umgang mit Texten. Die eingangs getroffene Feststellung, dass die dekonstruktivistische Lektüre jeden Text als dekonstruktivistischen (dekonstruierten und dekonstruierenden) Text erscheinen lässt, ist nun darauf zurückzuführen, die Vorgaben der eigenen Zeichenkonzeption auf den Text so zu projizieren, dass im Text wiederum das differentielle Spiel

der Zeichen offenbar wird. Damit ist ein Muster von Autoreflexivität vorgegeben, das für die Dekonstruktion typisch ist. Jeder Text wird so als Dekonstruktion seiner selbst gelesen.

Es nimmt nicht wunder, dass Kafka selbst in seinen Äußerungen zum Urteil ein solches autoreflexives Spiel inszeniert hat. Geht es im Text um die Konstitution der Familie, hat Kafka den Schreibprozess selbst als Geburtsphantasie ausgestaltet, durch die er seine Autorschaft zur Vaterrolle umstilisieren konnte.⁶ Peter von Matt hat mit Blick auf diese Geburtsmetaphorisierung diese Autoreflexivität als gedoppelte Initiation entfaltet: »Und hier nun spätestens muß von der Korrespondenz gesprochen werden, die zwischen dem Initiationsspiel in der Erzählung und der Initiationserfahrung des Autors beim Schreiben der Erzählung selbst besteht« (Matt, 1997, S. 279). Würde die biographische Lesart gerade auf Kafkas hochproblematische Rolle als Sohn abheben, wie sie im Text verschriftlicht wurde, so könnte man hierbei sehen, dass die Voraussetzung für die literarische Verarbeitung gerade darin bestand, dass Kafka selbst die Vaterrolle übernimmt. Um den Machtkampf mit dem biologischen und sozialen Vater darstellen zu können, muss er selbst zum literarischen Vater werden. Auch hier wird eine Strukturanalogie geschaffen, die sich wiederum mit anderen Analogien vergleichen lässt. Auf der texttranszendenten Ebene wiederholt sich, was im Text gestaltet wird. Peter von Matt nennt dies eine »reziproke Struktur von Textgenese und Textgeschehen« (ebd., S. 282). Und Gerhard Neumann (1981, S. 80) geht daher, auch mit Blick auf diesen Entstehungskontext, davon aus, dass nicht nur Georg Bendemann gegen seinen Vater argumentiert, sondern dass auch »der ganze Text des Urteils als Argument Kafkas im Kampf gegen die Vaterautorität« zu lesen ist. Nur weil, so Gerhard Neumann, Georg Bendemann zum *sujet de*

6 Vgl. Binder (1982), S. 123–152; Neumann (1981), S. 80.

l'énoncé (Subjekt des Ausgesagten) wird, kann Kafka sich als *sujet de l'énonciation* (Subjekt der Aussage) etablieren.

Dekonstruktion versucht nun, diese Strukturanalogie zwischen Text- und Dekonstruktionsebene so weit zu radikalieren, dass sich beide Ebenen wechselseitig angleichen und – wie gesagt – erhellen. Prägnant gesagt: Im Falle der Dekonstruktion werden Text und Interpretation ununterscheidbar. Die besondere Brisanz erhält diese Struktur dadurch, dass dieser Titel eine Äußerungsform markiert, die im Text selbst getan wird und die unmittelbar mit der Interpretationsproblematik verbunden ist. Der Signifikant des Textes (Titel) ist zugleich sein Signifikat (Inhalt). Das Urteil ist zunächst eine judikatorische Äußerungsform, die im philosophischen Kontext (insbesondere bei Kant) zur allgemeinen assertorischen, d.h. behauptenden Äußerungsform erweitert wird, wenn ein Urteil über einen Sachverhalt gefällt wird. Dass das Urteil wie der Gesetzestext interpretationsbedürftig ist, begründet die Entstehung einer juristischen Hermeneutik. Vor diesem Hintergrund sind Derridas Überlegungen unter dem Titel *Préjuges* (1992) zu verstehen. Er bezieht sich damit auf einen anderen Kafka-Titel, nämlich *Vor dem Gesetz*, der insofern aus demselben juristisch-hermeneutischen Kontext stammt, und entwickelt seine Überlegungen aus derselben Autoreflexivität zwischen Titel und Text. So wie Titel und Text *Vor dem Gesetz* eine hermeneutisch prekäre Situation benennt, so auch das *Urteil*. In dieser Situation ist das Individuum einem Gesetz bzw. einem Urteil unterworfen, das nicht in seiner Verfügbarkeit steht. An Georg Bendemann wird demonstriert, wie der Versuch, sich die Zeichen zu unterwerfen, zur Unterwerfung unter die Zeichen führt. Auch das Urteil reiht sich in eine Signifikantenstruktur ohne Signifikat(e) ein; seine Kraft und seine Bedeutung erhält es eben nicht durch einen Sinn, sondern sein Sinn besteht eben in der Verschiebung, im Aufschub von Sinn. Diesem Gesetz unterworfen zu sein bedeutet, über Sinn nicht zu verfügen.

Der literarische Text erzählt so von seiner eigenen Interpretation, womit zugleich die eigene Uninterpretierbarkeit herausgestellt wird. Aber sie wird so im Text herausgestellt, dass der Text insgesamt Interpretierbarkeit vollzieht, uninterpretierbar wird. Die Dekonstruktion praktiziert also die Uninterpretierbarkeit des Textes, indem sie am Text oder auch nur anlässlich des Textes das differentielle Spiel der Zeichen inszeniert. Wo der Text von der Subversion des Sinns erzählt, vollzieht er die Subversion des Sinns. Georg Bendemann wird so zum Repräsentanten des Lesers: Was ihm im Text widerfährt, erfährt der Leser des Textes bei der Rezeption. Beide werden einem negativen Urteil unterworfen, das die *différance* an ihnen vollstreckt.

Zugegebenermaßen: In letzter Konsequenz wird jede dekonstruktivistische Interpretation zu demselben Ergebnis führen: Texte lassen sich dekonstruieren und sind daher dekonstruktiv. Und wenn man die Dekonstruktion nur weit und radikal genug betreibt, wird man letztlich nichts mehr Positives über einen Text aussagen können. Dennoch hat auch die Dekonstruktion ihren eigenen Zweck: Sie erlaubt uns einen Blick hinter die Bedeutungskulissen eines Textes. Wo Sinn eine Qualität ist, mit der wir wie selbstverständlich umgehen, kann die Dekonstruktion die Problematik von Sinn offen legen. Das wird insbesondere dort interessant, wo Texte versuchen, uns ihren »geraden« Sinn und ihre auf diesem Sinn beruhenden Ordnungen »unterzujubeln«.

Dekonstruktion ist daher auch ein Hilfsmittel, Ideologien und Machtverhältnisse zu entlarven, insoweit sie Sinnordnungen darstellen, die als solche nicht spürbar sind, weil sie selbstverständlich geworden sind. Nicht zuletzt resultiert daraus auch eine politische Implikation der Dekonstruktion.

Literaturhinweise

- Abraham, Ulf: Der verhörte Held. Verhöre, Urteile und die Rede von Recht und Schuld im Werk Franz Kafkas. München 1985.
- Anz, Thomas: Franz Kafka. 2., durchges. Aufl. München 1992.
- Barthes, Roland: Die Lust am Text. Frankfurt a. M. 1973.
- S/Z. Frankfurt a. M. 1987.
- Binder, Hartmut: Kafka-Kommentar zu sämtlichen Erzählungen. München 1982.
- Bogdal, Klaus-Michael: Problematisierungen der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus. In: Heinz Ludwig Arnold / Heinrich Detering (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München 1996. S. 137–156.
- Bollnow, Otto Friedrich: Was heißt, einen Schriftsteller besser verstehen, als er sich selber verstanden hat? In: O. F. B.: Das Verstehen. Drei Aufsätze zur Theorie der Geisteswissenschaften. Mainz 1949. S. 7–33.
- Bossinade, Johanna: Poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart/Weimar 2000.
- Brenner, Peter J.: Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft. Tübingen 1998.
- Culler, Jonathan: Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek 1988.
- Dahlerup, Phil: Dekonstruktion. Die Literaturtheorie der 1990er. Berlin / New York 1998.
- Derrida, Jacques: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: J. D.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M. 1976. S. 422–442.
- Grammatologie. Frankfurt/M. 1983.
- Die *différance*. In: J. D.: Randgänge der Philosophie. Hrsg. von Peter Engelmann. Wien 1988. S. 29–52. [Zit. als 1988a.]
- Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta. Hrsg. von Peter Engelmann. Wien 1988. [Zit. als 1988b.]
- Préjugés. Vor dem Gesetz. Hrsg. von Peter Engelmann. Wien 1992.
- Dietz, Ludwig: Franz Kafka. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 1990.
- Flores, Angel (Hrsg.): The Kafka Debate. New Perspectives for our Time. New York 1977.

- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1974.
- Frank, Manfred: Was ist Neostukturalismus? Frankfurt a. M. 1983.
- Was ist ein literarischer Text. In: M. F.: Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. Erw. Neuausg. Frankfurt a. M. 1989. S. 121–195.
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 6. Aufl. Tübingen 1990.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Who is afraid of Deconstruction? In: Jürgen Fohrmann / Harro Müller (Hrsg.): Diskurstheorien der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1988. S. 95–113.
- Heintz, Günter (Hrsg.): Zu Franz Kafka. Stuttgart 1979.
- Hörsch, Jochen: Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Frankfurt a. M. 1988.
- Jauß, Hans Robert: Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft. In: Linguistische Berichte 3 (1969) S. 44–56.
- Matt, Peter von: Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familien-desaster in der Literatur. München 1997.
- Münker, Stefan / Roesler, Alexander: Poststrukturalismus. Stuttgart/Weimar 2000.
- Neumann, Gerhard: Frank Kafka. *Das Urteil*. Text, Materialien, Kommentar. München/Wien 1981.
- Posner, Roland: Semiotik diesseits und jenseits des Strukturalismus: Zum Verhältnis von Moderne und Postmoderne, Strukturalismus und Poststrukturalismus. In: Zeitschrift für Semiotik 15 (1993) H. 3–4. S. 211–233.
- Pross, Caroline / Wildgruber, Gerald: Dekonstruktion. In: Heinz Ludwig Arnold / Heinrich Detering (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München 1996. S. 409–429.
- Rusterholz, Peter: Über die (Un-)Interpretierbarkeit literarischer Texte. In: Zeitschrift für Semiotik 15 (1993) H. 3–4. S. 305–317.
- Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye. 2. Aufl. Berlin 1967.
- Schlingmann, Carsten: Franz Kafka. Stuttgart 1996.
- Sokel, Walter H.: Franz Kafka – Tragik und Ironie. München 1964.

Die Autoren der Beiträge

THOMAS ANZ

Geboren 1948. Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, Linguistik und Soziologie in München. Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Marburg.

Publikationen: Literatur der Existenz. Literarische Psychopathographie und ihre soziale Bedeutung im Frühexpressionismus. 1977. – Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur. 1989. – Franz Kafka. 1989. – Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen. 1998. – Literatur des Expressionismus. 2002. – (Hrsg.) Phantasien über den Wahnsinn. Expressionistische Texte. 1980. – (Hrsg.) »Es geht nicht um Christa Wolf«. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland. 1991. – (Hrsg.) Erich Kästner: Trojanische Esel. Theater, Hörspiel, Film. 1998. – (Hrsg.) Psychoanalyse und moderne Literatur. Kooperation und Konkurrenz. 1999. – (Mithrsg.) Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918. 1982. – (Mithrsg.) Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910–1920. 1982. – (Mithrsg.) Die Modernität des Expressionismus. 1994. – (Hrsg.) literaturkritik.de. Rezensionenforum für Literatur und für Kulturwissenschaft. 1999 ff. [Online-Zeitschrift.]

LOTHAR BLUHM

Geboren 1958. Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Erziehungswissenschaften in Wuppertal. Dr. phil. habil. Professor für Germanische Philologie an der Universität Oulu (Finnland).